

›MANN UND FRAU
GEHN DURCH DIE KREBSBARACKE‹

Zum ‚gendering‘ der Krankheit in Gottfried Benns
›Morgue‹-Zyklus

Von Yahya Elsaghe (Bern)

Welche Stelle nimmt Benns berühmtes Rollengedicht in der Literaturgeschichte der Krebskrankheit ein? Warum beginnt diese erst vergleichsweise spät? Wieso sind es hier wie dort immer wieder Frauen, die an Krebs erkranken? Weshalb befällt dieser immer wieder ihre weiblichen Organe? Inwiefern gehört in diese Zusammenhänge auch das Rollenarrangement des Gedichts? Wie verhält sich dieses zur Tradition der Lehrdichtung? Solche Fragen sollen in einer gendertheoretischen Relektüre ihre Antworten finden.

Where should Benn's famous role-centred poem be placed in the literary history of cancer? Why does the latter take its beginning comparatively late only? Why does it have to be always and in any case women who are affected by it? Why does it ever and again attack their female organs? To what extent does the assignment of parts in the poem pertain to these relationships? How is the poem placed in the tradition of didactic poetry? Queries of this kind will find their answer in gender theory.

›Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke‹ war das zweitletzte Gedicht des berühmten Zyklus ›Morgue und andere Gedichte‹. Es befand sich dort vor dem neunten, ›Nachtcafé‹, und nach dem siebten, ›Blinddarm‹. An dessen Ende schloss es mit seinem Titel nahtlos an. Es stand also, in Form einer ›Anadiplose‹, in einem offenkundigen zyklischen Zusammenhang, der freilich in allen späteren Ausgaben verloren ging, weil Gottfried Benn daraus das so endende Gedicht ›Blinddarm‹ fernhielt:

Wütend klappert und knirscht mit den Backen
der Tod und schleicht in die Krebsbaracken.¹⁾

Das durch den Reim noch profilierte Wort „Krebsbaracken“, das in der ursprünglichen Anordnung des Zyklus das folgende Gedicht gleichsam ankündigte, bezeichnet zugleich dessen wesentliche Provokation. ›Mann und Frau gehn durch

¹⁾ GOTTFRIED BENN, *Sämtliche Werke*, hrsg. von GERHARD SCHUSTER und HOLGER HOF, Stuttgart: Klett-Cotta 1986–2003, Bd. 2: *Gedichte 2*, S. 13.

die Krebsbaracke« ist das erste Gedicht der kanonischen Lyrik des Deutschen, in dem Krebs thematisch wird. Zum Thema wird die Krebskrankheit hier in frappant ähnlicher Weise wie in den überhaupt ersten einschlägigen Texten des deutschen Literaturkanons, Theodor Storms »Ein Bekenntnis« (1887) und Thomas Manns »Die Betrogene« (1953). Ob Benn Storms Novelle kannte, lässt sich nicht mehr eruieren. Jedenfalls sind offenbar keinerlei Rezeptionszeugnisse dafür erhalten. Von Manns »Betrogener« aber war er hell begeistert, anders als der Adressat des hier zitierten Briefs, Friedrich Wilhelm Oelze, und anders übrigens auch als die überwiegende Mehrzahl der Zeitgenossen und Zeitgenossinnen:

Ein richtiger Reisser. Sicher ein Bombenerfolg. Alle Damen werden sich auf diese Novelle stürzen. Wenn man von dem Lächerlichen dieser gespreizten Affäre absieht, natürlich auch wieder ganz kühn und unterhaltlich. Ein frecher Kerl dieser Th. M. Er kann sich alles erlauben u sein Volk bewundert ihn immer mehr.²⁾

Thema von Manns wie auch schon von Storms „Novelle“, von der Mann wiederum seinerseits sehr angetan war – „eine seiner stärksten Erzählungen“³⁾ –, ist nicht eine beliebige, sondern die Krebserkrankung eines weiblichen Geschlechtsorgans, der Gebärmutter. Es geht, heißt das, hier wie dort ‚nur‘ um einen solchen Krebs, den ein ‚Mann‘ gar nicht bekommen *kann*. Das lässt doch wohl etwas von dem Entsetzen spüren, das diese Krankheit suo tempore hervorzurufen begann und natürlich noch immer hervorruft, indem sie, seit den Durchbrüchen der ‚bakteriologischen Revolution‘ und den damit einhergehenden Beschwichtigungen der jahrhunderte-, ja jahrtausendealten Infektionsängste, diese sukzessiv ersetzte.

Wenn in den ersten Texten, in denen Krebs das thematische ‚predicament‘ deutscher Autoren abzugeben anfängt, die Krankheit jeweils Frauen heimsucht und dabei jeweils ausgerechnet deren Geschlechtsorgane befällt, sei es, dass sie, wie noch bei Storm, als potentiell heilbare auftritt oder aber, wie bei Mann, in einem ganz und gar hoffnungslosen Stadium diagnostiziert wird, dann läuft ihre Assoziation mit dem anderen Geschlecht und ihre ebenso notwendige *Dissoziation* von der eigenen, männlichen Körperlichkeit auf ein exorzistisches Manöver hinaus. Die Autoren bannen damit die Bedrohung durch die in gewissem Sinn neue Krankheit oder versuchen wenigstens, diese Bedrohung wider je besseres Wissen damit aus dem Bewusstsein zu drängen.

Dass die Krebskrankheit literarisch so gern an spezifisch weiblichen Körperorganen verhandelt wird, bis in die unmittelbare Gegenwart – Philip Roths »Dying Animal« zum Beispiel (beziehungsweise Isabel Coixets »Elegy«) –, hat also Methode und unterliegt einer ganz bestimmten apotropäischen Logik. Dieser nun folgt auch Benns Gedicht, und das auf geradezu exemplarische Art und Weise.

²⁾ GOTTFRIED BENN, Brief vom 14. Juli 1953 an F. W. Oelze, in: DERS., Briefe, hrsg. von HARALD STEINHAGEN und JÜRGEN SCHRÖDER, Bd. 2.2: Briefe an F. W. Oelze. 1950–1956, Wiesbaden und München: Limes 1980, S. 174–176, hier: S. 174f.

³⁾ THOMAS MANN, Gesammelte Werke, 2. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer 1974, Bd. 9, S. 266.

›Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke‹ ist noch sehr viel verstörender als die beiden Novellen, zwischen die der ›Morgue‹-Zyklus literatur- und mentalitätsgeschichtlich zu liegen kommt. Verstörend ist das Gedicht auch für eine Leserschaft, die nichts davon weiß, wie nahe seinem Autor der Krebs einer Frau, eines weiblichen Organs auch, gerade seinerzeit sehr wahrscheinlich gegangen sein muss. Im Krebsleiden und Krebstod seiner eigenen Mutter bestand das wohl schwerste Trauma zumindest seiner frühen Jahre. Als Trauma auch im ursprünglichen Sinn einer Verwundung erscheint die Erinnerung an die „Mutter“ und ihren Tod in den so überschriebenen Versen, die nur ein Jahr jünger sind als ›Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke‹ und die möglicherweise, mit einer Anspielung auf das Kainsmal, etwas zu verstehen geben, wonach man in diesem kaltschnäuzigen und unverfrorenen Gedicht ganz vergebens suchte, Schuldgefühle und schlechtes Gewissen:

Ich trage dich wie eine Wunde
auf meiner Stirn, die sich nicht schließt.⁴⁾

Caroline Benn, geborene Jequier, zu der der damals Fünfundzwanzigjährige ein sehr inniges Verhältnis hatte, starb am 9. April 1912 nach einer ersten Operation an Brustkrebs. (Einer weiteren hatte sie sich aus finanziellen Gründen widersetzt.) Sie starb unter schon damals unnötig schweren Qualen. Denn ihr Mann, der Pastor Gustav Benn, war offenbar aus religiösem Rigorismus dagegen gewesen, ihr Morphium zu verabreichen.⁵⁾

Wie der Titel des vielleicht nur ganz wenig älteren Gedichts schon besagt – terminus ante quem ist das Publikationsdatum, März 1912⁶⁾ –, oder besser: wie schon die Regieanweisung dieses Gedichttitels besagt, offeriert ›Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke‹ dem Leser, der *Leserin*, eine voyeuristische Teichoskopie in die „Baracke“, in der die Krebskrankheit isoliert, marginalisiert, der Neugier sonst gerade entzogen bleibt. (Denn das deutsche Krankenhauswesen, im Unterschied zum französischen oder auch zur Gefängnisarchitektur, war gerade nicht panoptisch.)⁷⁾

Es handelt sich also, wie auch bei anderen Gedichten des ›Morgue‹-Zyklus und wie ja bereits dessen Titel antizipiert, um eine Bearbeitung der neuen Erfahrung ‚Krankenhaus‘. Das Gedicht von der Krebsbaracke ist damit eine frühe Reaktion auf *die* Institution der modernen Medizin.⁸⁾ Als Rollengedicht spielt es an dem

⁴⁾ BENN, Sämtliche Werke (zit. Anm. 1), Bd. 1: Gedichte 1, S. 22.

⁵⁾ Vgl. HANSPETER BRODE, Benn-Chronik. Daten zu Leben und Werk, München und Wien: Hanser 1978, S. 29; – FRITZ J. RADDATZ, Gottfried Benn. Leben – niederer Wahn. Eine Biographie, Berlin und München: Propyläen 2001, S. 14f.

⁶⁾ BENN, Sämtliche Werke (zit. Anm. 1), Bd. 1, S. 354 [Kommentar].

⁷⁾ Vgl. GERD GÖCKENJAN, Kurieren und Staat machen. Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985, S. 228.

⁸⁾ Vgl. MARCUS HAHN, Innere Besichtigung 1912. Gottfried Benn und die Anatomie, in: Weimarer Beiträge 52.3 (2006), S. 325–353.

Ort, der, so Gerd Göckenjan, „das Versprechen“, die „große[n] Triumphe und Fortschritte“ dieser modernen Medizin wie kein anderer „symbolisiert“.⁹⁾

Etwas genauer gesagt, geht es um den totalen Triumph und die hier absolute Macht des naturwissenschaftlich nüchternen Arztes über seine in bloße Fälle serialisierbare Patienten-, Patientinnenschaft. Und es geht auch um die wenig ‚triumphalen‘ Seiten der neuen Krankenhausmedizin. Diese trägt hier noch deutliche Spuren ihrer Herkunft aus der Armenpflege und dem Hospitalwesen, die sie offenbar noch bis in die Dreißigerjahre nicht ganz loswerden sollte und die zur Entstehungszeit des Gedichts tatsächlich noch ziemlich ausgeprägt gewesen sein müssen. Seinerzeit waren etwa vierzig Prozent der Krankenhaus-, man darf also fast sagen: -Insassen noch Sozialfälle, etwa die Hälfte Kassenpatienten.¹⁰⁾

Darin, dass er die zeitgenössische Medizin an ihrem eigentlichen Ort und mit den Konsequenzen vorführt, die sie hier für das Verhältnis von Arzt und Patienten, Arzt und Patientinnen, und für deren persönliche Integrität hat, ist Benn, der bekanntlich selber Arzt war, sehr viel illusionsloser und ‚moderner‘ als Storm oder Mann. Ganz anders als noch bei Storm und auch wieder anders als bei Mann geht es bei Benn um die – durchaus ‚realistische‘,¹¹⁾ in ihrer Schonungslosigkeit geradezu noch beziehungsweise wieder naturalistische – Repräsentation des Sterbens unter den Bedingungen der großstädtischen Massengesellschaft und der rationell durchorganisierten Spezialistenmedizin:

Der Mann:

Hier diese Reihe sind zerfressene Schöße
und diese Reihe ist zerfallene Brust.
Bett stinkt bei Bett. Die Schwestern wechseln stündlich.

Komm, hebe ruhig diese Decke auf.
Sieh: dieser Klumpen Fett und faule Säfte
das war einst irgendeinem Manne groß
und hieß *auch* Rausch und Heimat. –

Komm, sieh auf diese Narbe an der Brust.
Fühlst du den Rosenkranz von weichen Knoten?
Fühl ruhig hin. Das Fleisch ist weich und schmerzt nicht. –

Hier diese blutet wie aus dreißig Leibern.
Kein Mensch hat so viel Blut. –

Hier dieser schnitt man
erst noch ein Kind aus dem verkrebsten Schoß. –

⁹⁾ GÖCKENJAN, Kurieren und Staat machen (zit. Anm. 7), S. 234. – Vgl. MICHEL FOUCAULT, Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks, 7. Aufl., Frankfurt/M.: Fischer 2005, S. 74–78.

¹⁰⁾ Vgl. GÖCKENJAN, Kurieren und Staat machen (zit. Anm. 7), S. 231.

¹¹⁾ Vgl. dagegen MARK W. ROCHE, 1912, March, in: DAVID E. WELLBERY (Hrsg.), A New History of German Literature, Cambridge, Massachusetts, und London: Harvard University Press 2004, S. 678–683, hier: S. 682: „Even Benn’s cancer wards are hardly realistic.“

Man läßt sie schlafen. Tag und Nacht. – Den Neuen
sagt man: Hier schläft man sich gesund. – Nur Sonntags
für den Besuch läßt man sie etwas wacher. –

Nahrung wird wenig noch verzehrt. Die Rücken
sind wund. Du siehst die Fliegen. Manchmal
wäscht sie die Schwester. Wie man Bänke wäscht. –

Hier schwillt der Acker schon um jedes Bett.
Fleisch ebnet sich zu Land. Glut gibt sich fort.
Saft schickt sich an zu rinnen. Erde ruft. –¹²⁾

„Man“ stirbt hier vollkommen anonym. „Man“ verliert jede menschliche Individualität und damit auch jeden Anspruch auf Persönlichkeitsschutz, auf Einfühlung, Mitgefühl oder gar Trauer. Die Kranken werden zynisch belogen: „Hier schläft man sich gesund. –“ Sie sind buchstäblich zu ‚hinter‘-letzten Gebrauchsgegenständen – „Bänke[n]“ – herabgewürdigt (allerdings auch anästhetisch ruhiggestellt, mit der Vergünstigung narkotischer Schmerzlinderung, wie sie Benns eigener Mutter versagt blieb).

Hier stirbt „man“ seriell. „Man“ stirbt im Wortsinn ‚reihen‘-weise. Bereits der Titel, das Determinativkompositum „Krebsbaracke“, verweist auf eine schon ganz augenfällige Reihenbildung in der Makroorganisation des Krankenhauses, deren Einheit der nach der Krankheit benannte Pavillon bildet – oder die „Baracke“, wie es mit einem Ausdruck heißt, der an die Entstehung des Pavillonsystems zu erinnern scheint: Denn diese offenbar spezifisch deutsche, allerdings auch an die theoretischen Überlegungen der nachrevolutionären ‚architecture civique‘ anschließbare Erscheinung – ein dafür exemplarisches Beispiel ist das Berliner Virchow-Krankenhaus von Ludwig Hoffmann –,¹³⁾ welche die spätabsolutistisch-repräsentative Krankenhausarchitektur ablöste, war praktisch aus den Lazarettbaracken vor allem des Deutsch-Französischen Kriegs hervorgegangen (welcher der deutschen Medizin überhaupt wichtige Impulse verlieh).¹⁴⁾

Dabei übrigens geht das gleichsam kahle und brutale, so gar nichts beschönigende Wort „Krebsbaracke“ nicht etwa auf einen sprachgestalterischen Versuch des Autors zurück, mit den sonst üblichen, den ‚klinischen‘ Euphemismen des Krankenhauswesens expressionistisch-provokativ zu brechen. Was am Titel des Gedichts heute so sarkastisch anmuten kann, ist der Zynismus nicht einfach nur eines „Dichters“ und Individuums; sondern es ist, wenn schon, der Zynismus einer ganzen Institution, hier konkret der Charité, wo Benn von 1910 bis 1911 als

¹²⁾ GOTTFRIED BENN, Gedichte in der Fassung der Erstdrucke, hrsg. von BRUNO HILLEBRAND, Frankfurt/M.: Fischer 1982 (Gesammelte Werke in der Fassung der Erstdrucke), S. 28; Hervorhebung des Originals.

¹³⁾ Vgl. JULIUS POSENER, Ludwig Hoffmann, in: Arch+ 53, September 1980: Vorlesungen zur Geschichte der Neuen Architektur II. Die Architektur der Reform (1900–1924), S. 8–15, hier: S. 13.

¹⁴⁾ Vgl. GÖCKENJAN, Kurieren und Staat machen (zit. Anm. 7), S. 228, 316f.

Unterarzt arbeitete: Insofern, aber auch nur *insofern* trifft zu, was Barbara Schulz Heather von den Zumutungen dieses Gedichts behauptet, indem sie sie insgesamt apologetisch zu neutralisieren versucht: dass „man“ hier „nicht von Zynismus oder Zerstörungslust des Dichters sprechen“ könne,¹⁵⁾ sondern eben von einem kollektiven Zynismus sprechen muss.

Die 1903 in Berlin eröffneten „Krebs-Baracken“, deren Baukosten, 44.500 Mark, sich auf einen Bruchteil der sechs- und siebenstelligen Beträge beliefen,¹⁶⁾ die man in andere Charité-Bauten investierte,¹⁷⁾ hießen tatsächlich so. Gerade zu der Zeit, als Benns Gedicht entstand, setzte sich der Ausdruck sogar im offiziell-bürokratischen Sprachgebrauch durch. In den offiziellen Statistiken der Charité-Annalen, wo die entsprechenden Tabellen an allerletzter Stelle erschienen, verdrängte er ab 1911 den älteren Titel, „Institut für Krebsforschung“.¹⁸⁾ Auf den je vorangehenden Tabellen blieb es hingegen bei ‚Instituten‘ und ‚Kliniken‘. Und auch faktisch übrigens gab es auf dem Gelände der Neuen Charité sonst so gut wie überhaupt keine anderen ‚Baracken‘; abgesehen nämlich, ebenfalls am äußersten Westrand, von einer Tuberkulose- und einer Quarantänebaracke: ein besonders anschaulicher Beleg für die Verwandtschaft zwischen den alten Ansteckungs- und den modernen Krebsängsten, wie sie sich schon an Storms ›Bekanntnis‹ oder auch an Manns ›Betrogener‹ geradezu schulbeispielhaft nachweisen ließe.¹⁹⁾

Das alles, die dürftige und grobschlächtige Architektur, die topographische Marginalisierung, die Rand- und Schlussstellung der betreffenden Statistik, hat zunächst natürlich und ganz konkret damit zu tun, dass in den Krebsbaracken vergleichsweise sehr wenige Patienten und Patientinnen lagen und dass die Onkologie etwa gegenüber den Infektionskrankheiten in den statistischen Erfassungen quantitativ noch längst nicht wirklich ins Gewicht fiel. Es lässt sich aber doch auch kaum von dem dissoziieren, was aus dieser Statistik und ihren horrenden Mortalitätsquoten qualitativ hervorgeht. Es gibt wohl etwas zu erkennen von einer, bemessen nach den Fortschritten etwa der Bakteriologie oder der Chirurgie, stupenden Ratlosigkeit der ‚Forschung‘ – ein für die „Krebs-Baracken“ vielleicht nicht umsonst fallen gelassener Namensbestandteil und jedenfalls ein sehr sinnigerweise aufgegebener Anspruch.

¹⁵⁾ BARBARA SCHULZ HEATHER, Gottfried Benn. Bild und Funktion der Frau in seinem Werk (= Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 251), Bonn: Bouvier 1979, S. 21.

¹⁶⁾ O. SCHEIBE, „1710–1910“. Zweihundert Jahre des Charité-Krankenhauses zu Berlin. Mitteilungen aus der Geschichte der Entwicklung der Anstalt von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Berlin: Hirschwald 1910 [Sonderdruck aus den Charité-Annalen 34], S. 78f.

¹⁷⁾ Zu den politischen Hintergründen der Um- und Neubauten vgl. ERNST PETER FISCHER, Die Charité. Ein Krankenhaus in Berlin. 1710 bis heute, München: Siedler 2009, S. 91–98.

¹⁸⁾ Charité-Annalen 34 (1910), Statistik, S. 72f.; Charité-Annalen 35 (1911), Statistik, S. 74f.; Charité-Annalen 36 (1912), Statistik, S. 76f.; Charité-Annalen 37 (1913), Statistik, S. 78f.

¹⁹⁾ Vgl. YAHYA ELSAGHE, „Merde! [...] und ‚Hol's der Geier!‘“ Zur Imagination der deutschen Westgrenze in Thomas Manns Alterswerk, in: RÜDIGER GÖRNER und SUZANNE KIRKBRIGHT (Hrsgg.), Nachdenken über Grenzen, München: Iudicium 1999, S. 143–159, hier: S. 158.

Das Prinzip der Serialität und hier zugleich der Marginalisierung, in dem sich die disziplinargesellschaftliche Macht und Gewalt über das anonymisierte Sterben behauptet, setzt sich dann in der Mikrostruktur der einen „Krebsbaracke“ fort. Die „Reihe[n]“ sind ‚organisiert‘ nach weiblichen Unter- und Oberleibsorganen. Deren Benennungen wiederum sind ihrerseits, so *soll* es offenbar scheinen, mit einer gewissen Genüsslichkeit allesamt epiphorisch exponiert und obendrein sorgfältig zu einem Chiasmus arrangiert: „Schöße“ – „Brust“ – „Brust“ – „Schoß“. Und den Katalog der krebsbefallenen Organe rhetorisch noch weiter auszuschmücken, darin wird der Zweck der einzigen Änderung gelegen haben, die Benn in späteren Ausgaben, seit 1927, am Wortlaut des Gedichts vornahm (also nicht bloß, wie in der Ausgabe letzter Hand von 1956, an der Interpunktion, den ehemals zeittypisch inflationierten Gedankenstrichen)²⁰). Im ersten Vers nämlich änderte er das Adjektiv „zerfressen[]“ in „zerfallen[]“ und glich es so dem folgenden Vers an: „*zerfallene* Schöße“ – „*zerfallene* Brust“.²¹)

Überhaupt wird die Reihenbildung sprachlich-autoreferentiell vollzogen, nach- und mitvollzogen. Weit über die Iterativität hinaus, wie sie natürlich schon durch die vergleichsweise strenge²²) Vers- und Strophenform gegeben ist, also unter nicht unerheblichem poetischen Mehraufwand, den Benn hier bei allem expressionistischen „Erde ruft“-Lakonismus doch betrieben haben muss, erscheinen Serialisierung und Ordnungswille auch auf der Ebene der Signifikanten. Sie erscheinen zum Beispiel im virtuellen Polyptoton: „Bett stinkt bei Bett“; oder in den Vers- und Strophenanaphern, deren erste das Gedichtganze regelrecht strukturieren, die deiktischen Ortsangaben am Anfang der ersten, der letzten und der mittleren Strophe – und in deren Innerem wegen der eigenwilligen Absetzung eines Halbverses ‚fraktal‘ nochmals wiederholt –: „Hier“ – „Hier“ – „Hier“ – „Hier“; „Komm“ – „Komm“; „Fühlst“ – „Fühl“.

‚Gegenstand‘ aber und Material der institutionellen und in eins damit eben auch der poetischen Verfügungsgewalt sind weibliche Körper. Benns „Krebsbaracke“ ist immer schon und immer auch eine Frauenabteilung. So eindeutig wie bei Storm und Mann, nur mit sehr viel offensichtlicherem Sadismus, der seinesgleichen etwa in Charles Baudelaires ‚Une charogne‘ fände,²³) wird der Schrecken

²⁰) Vgl. BENN, Gedichte in der Fassung der Erstdrucke (zit. Anm. 12), S. 514 [zu S. 28].

²¹) GOTTFRIED BENN, Lyrik. Auswahl letzter Hand, 3. Aufl., Wiesbaden und München: Limes, und Zürich: Arche 1956, S. 24f.; Hervorhebung Y.E.

²²) Vgl. WERNER HAHL, *Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke* von Gottfried Benn – eine Replik auf Goethes Elegie *Die Metamorphose der Pflanzen?*, in: Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins 99 (1995), S. 18–36, hier: S. 23; – ORTRUN RIHA, Lyrik und medizinethischer Diskurs. Zwei Gedichte über das Sterben: Gottfried Benn, *Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke* und Rainer Maria Rilke, aus dem *Stunden-Buch III: Von der Armut und vom Tode*, in: GIOVANNI MAIO und VOLKER ROELCKE (Hrsgg.), *Medizin und Kultur. Ärztliches Denken und Handeln im Dialog zwischen Natur- und Geisteswissenschaften*. Festschrift für Dietrich von Engelhardt, Stuttgart und New York: Schattauer 2001, S. 186–200, hier: S. 188, 193.

²³) [CHARLES] BAUDELAIRE, *Une charogne*, in: DERS., *Œuvres complètes*, hrsg. von CLAUDE PICHOS (= Bibliothèque de la Pléiade), Bd. 1, o. O.: Gallimard 1975, S. 31f.

der Krankheit besänftigt, indem diese als Krankheit nur des einen, des ‚anderen‘ Geschlechts erscheint. Wieder bleibt die Krankheit auf dieses eine, eben auf das ‚andere‘ Geschlecht begrenzt. Es ‚zerfallen‘, ‚faulen‘ und ‚stinken‘ hier krebskranke Patientinnen. Und dieses ‚gendering‘ versteht sich durchaus nicht von selbst, wie allein schon Benns eigene oder auch Storms ‚Bio-graphie lehren könnte.²⁴⁾ (Denn auch schon Storm sollte an einem als solchem diagnostizierten Krebs sterben, dessen Diagnose er freilich nicht verkraftete und den er dann in ›Ein Bekenntnis‹ prompt dem ‚anderen‘ Geschlecht gleichsam überschrieb.)²⁵⁾ Das ‚gendering‘ des Krebses ist nicht oder nicht einfach bloß als ‚Widerspiegelung‘ landläufiger Vorstellungen zu erklären, denen zufolge Krebs seinerzeit „noch eine typische Frauenkrankheit“²⁶⁾ gewesen sein soll und die gegebenenfalls ihrerseits nur wieder als Teil und Effekt solcher Besänftigungsversuche zu verstehen wären. Benn wusste ex professo und musste übrigens auch von seiner Rezensionstätigkeit wissen, dass Krebs eine solche „Frauenkrankheit“ nicht war.²⁷⁾

Vor allem anderen aber erstreckt sich die Macht oder das Machtgefälle der Geschlechterdifferenz hier über das ‚gendering‘ der also ostentativ wieder ‚weiblichen‘ Krankheit hinaus auf die Kommunikationssituation des Rollengedichts. Die Rollen- und Redekonstellation entspricht, wohl wieder nicht ganz zufällig, wenigstens von fern der, die Storm mit dem Erstpublikationsorgan beziehungsweise mit dem Paratext seines ›Bekenntnisses‹ mit herstellte. Dessen Vorabdruck erschien in einem der zeittypischen Familienblätter, deren Publikum Frauen ausdrücklich mit einschloss, ja mit aller Wahrscheinlichkeit hauptsächlich aus Frauen bestand.²⁸⁾ Und die Erstausgabe widmete Storm in deren Paratext „[s]einer lieben Tochter Lucie“²⁹⁾ (der er im Übrigen den Namen seiner eigenen Mutter oder, noch wahrscheinlicher, seiner besonders innig geliebten Schwester³⁰⁾ gegeben hatte).

Auf jeden Fall aber entspricht die Kommunikationssituation von „Mann und Frau“ hier, bei Benn, sehr genau den Vorstellungen, die sich dieser von der Rezeptionsgeschichte der ›Betrogenen‹ machen sollte, ohne sie damit allerdings richtig zu prognostizieren. In Wahrheit sollte sie, wie schon angedeutet, ganz anders und ziemlich ungünstig verlaufen; und zwar auch und gerade deswegen,

²⁴⁾ Vgl. RADDATZ, Gottfried Benn (zit. Anm. 5), S. 252, 254; – GUNNAR DECKER, Gottfried Benn. Genie und Barbar. Biographie, Berlin: Aufbau 2006, S. 493.

²⁵⁾ Vgl. YAHYA ELSAGHE, „Krankheit unserer Marschen“. Zur Verdrängung der Krebsangst in Theodor Storms Novelle *Ein Bekenntnis*, in: Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge 20.3 (2010), S. 508–521.

²⁶⁾ RIHA, Lyrik und medizinethischer Diskurs (zit. Anm. 22), S. 189.

²⁷⁾ Vgl. CHRISTOPH HOFFMANN und LIDIA WESTERMANN, „Literatur-Auszüge“. Gottfried Benn als Referent der „Berliner Klinischen Wochenschrift“, in: Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge 20.3 (2010), S. 636–648, hier: S. 639.

²⁸⁾ THEODOR STORM, Ein Bekenntnis. Novelle, in: Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte für das gesamte geistige Leben der Gegenwart 32.63 (1888), S. 1–28.

²⁹⁾ THEODOR STORM, Ein Bekenntnis. Novelle (1887), Berlin: Paetel 1888 [o. P.].

³⁰⁾ Vgl. MAREIKE BÖRNER, Mädchenknospe – Spiegelkindlein. Die Kindfrau im Werk Theodor Storms (= Epistemata. Würzburger wissenschaftliche Schriften, Reihe Literaturwissenschaft 677), Würzburg: Königshausen & Neumann 2009, S. 382ff.

weil sie das Tabu verletzte, das die Krebskrankheit umgab und natürlich nach wie vor umgibt.³¹⁾

Benns Vorstellungen von der Erfolgsgeschichte „diese[r] Novelle“ stimmen erst ganz am Schluss des betreffenden Briefzeugnisses und nur in zweiter Linie mit dem Bild überein, das „dieser Th. M.“ selber von seinem Verhältnis zu seinem Publikum damals hegte, genauer gesagt seit Anfang seines Exils.³²⁾ Das Selbstbild Thomas Manns war natürlich das eines *praeceptor patriae*, der „sein[em] Volk“, wie er es am unverstelltesten in seinen Radioansprachen an die „Deutsche[n] Hörer!“ tat,³³⁾ gehörig, die Leviten‘ lesen konnte: „Er kann sich alles erlauben u sein Volk bewundert ihn immer mehr.“ Sehr viel gewichtiger aber als solch ein intranationales oder auch pseudofamiliales Interaktionsmodell zwischen dem paternalen Autor und „sein[em] Volk“ ist für Benn ein sexueller Faktor.

Mit wenig verhohlenem (wenngleich eben *de facto* eher unbegründetem) Neid führte Benn ja den als ganz „[s]icher“ angenommenen „Bombenerfolg“ „diese[r] Novelle“ auf ein bestimmtes und *ad nauseam* bekanntes Klischee der Geschlechterdifferenz zurück. Dieses zeigt sich schon an dem männerbündisch-militaristischen Jargon, den Benn hier aufbietet. Der „kühn[e]“ und „freche[] Kerl“ mit seinem, und hier fällt Benn sogar noch ins Stabreimen, „richtige[n] Reisser“ werde vor allem die „Damen“ ansprechen. „Alle Damen“ haben keine andere Wahl, als nach so einem bombenmäßigen „Kerl“ schlechterdings zu gieren. Auf seinen „Reisser“ werden sie sich ausnahmslos nur so „stürzen“ müssen.

In Benns zumindest latent sexueller und jedenfalls patent sexistischer Phantasie gestalten sich Produktion und Rezeption von Literatur also in erster Linie als Verführungsspiel; als Überwältigung der Frau durch den Mann; oder immerhin als eine Szene, die wesentlich an der und über die Geschlechterdifferenz hinüber spielt beziehungsweise den Vorstellungen unterliegt, die Benn und seinesgleichen von der Geschlechterdifferenz hatten und haben. Die „Frau“ wird sich den männlichen Text willig anhören, ihn noch so gerne in sich aufnehmen, solange er nur anzüglich und schlüpfrig genug ist, und sei er sonst auch noch so „gespreizt[]“ und „[l]ächerlich[]“ oder auch zynisch und entsetzlich.

Dieselbe oder eine doch analoge Rollenkonstellation, wie man sie eben auch aus dem Vorabdruck und der Erstausgabe von Storms ›Bekenntnis‹ supplieren kann, hatte Benn ganz offensichtlich schon in seinem eigenen Text zusammenphantiert. Es ist „Der Mann:“, der hier spricht. Darin besteht ja die überhaupt erste

³¹⁾ Vgl. ALAN D. LATTA, The Reception of Thomas Mann's *Die Betrogene*: Tabus, Prejudices, and Tricks of the Trade, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 12 (1987), S. 237–272; – DERS., The Reception of Thomas Mann's *Die Betrogene*: Part II: The Scholarly Reception, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 18.1 (1993), S. 123–156.

³²⁾ Vgl. YAHYA ELSAGHE, Zu Thomas Manns ‚mythischer‘ Selbstidentifikation mit Goethe in *Lotte in Weimar*, in: Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins 102/103 (1998/1999), S. 157–177, hier: S. 175.

³³⁾ MANN, Gesammelte Werke (zit. Anm. 3), Bd. 11, S. 986.

Information des Gedichts, die Benn im Manuskript eigens unterstrich (und zwar, abgesehen von einem Adverb im Gedichtinneren, als einzige).³⁴⁾ Sie ist wichtig genug, um dann in sämtlichen Druckfassungen eine ganze, eine eigene, eben die allererste Textzeile einzunehmen. Und Benn hat diese typographische Emphase der Rollenzuteilung offenbar ihrerseits eigens gesucht und gewollt. Denn die kolometrische Absetzung der Sprechermarkierung geht auf den *nota bene* einzigen Eingriff zurück, den er bei der Drucklegung des hier noch fortlaufenden Manuskripts vornahm beziehungsweise autorisierte (abgesehen allenfalls von ein paar wenigen orthographischen Veränderungen).³⁵⁾

„Der Mann“ scheint hier, schon sein Wissensvorsprung suggeriert es, als ein denkbar typisches Exemplar des ‚neuen‘ Arztes zu sprechen, eines Typus, der sich gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts herausbildete, mit der bakteriologischen Revolution und den Durchbrüchen der Chirurgie: der zwar effiziente und kompetente, aber auch unterkühlte und vom menschlichen Leid unberührte Spezialist.³⁶⁾ Zum Sprechen ermächtigt scheint er hier von einer Institution der modernen Disziplinar- oder Kontrollgesellschaft zu sein. Er spricht, auch das muss schon im Paratext sichergestellt werden, zu einer „Frau“. Und zwar spricht er durchgängig im *modus imperativi* zu ihr: „Komm, hebe“ – „Sieh“ – „Komm, sieh“ – „Fühl“.

Es spricht einer, der in jedem Wortsinn nicht ‚betroffen‘ ist, von den hier paradierten Krebsformen betroffen gar nicht sein *kann*; und er spricht zu einer, die es sehr wohl einmal sein könnte und die sich nach allen Regeln menschlicher Empathie mit den Patientinnen identifizieren muss. Sie scheint denn wirklich verängstigt und verschüchtert zu sein. Das jedenfalls suggerieren die gleichsam kontraphobischen oder sedativen Adverbien, mit denen der „Mann“ seine Imperative zu versehen ‚geruht‘: „Fühl ruhig“, „hebe ruhig“.

Er ist sich ‚auch‘ nicht zu schade, ihr eine solche Identifikation mit den Krebsopfern durch ein Adverb ausdrücklich noch nahezu legen. Nicht von ungefähr hat Benn dieses Adverb im Manuskript unterstrichen³⁷⁾ (wie sonst nur noch jene Spre-

³⁴⁾ Vgl. BENN, *Sämtliche Werke* (zit. Anm. 1), Bd. 1, S. 354 [Kommentar]; <http://www.litde.com/literatur-des-expressionismus/einzelanalysen-representativer-werke/gottfried-benn-mann-und-frau-gehn-durch-die-krebsbaracke.php> (22. April 2009).

³⁵⁾ Vgl. BENN, *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke* (zit. Anm. 12), S. 513f. [zu S. 28].

³⁶⁾ Vgl. DIETER JETTER, *Das Krankenhaus des 19. Jahrhunderts, bauliche Entwicklung und gesellschaftliche Funktion*, in: WALTER ARTELT und WALTER RÜEGG (Hrsgg.), *Der Arzt und der Kranke in der Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Vorträge eines Symposiums vom 1. bis 3. April 1963 in Frankfurt am Main (= Studien zur Medizingeschichte des neunzehnten Jahrhunderts 1)*, Stuttgart: Enke 1967, S. 70–81; – W. F. BYNUM, *Science and the Practice of Medicine in the Nineteenth Century (= Cambridge History of Science)*, Cambridge u. a.: Cambridge University Press 1994, S. 25–54; – ANNE I. HARDY, *Ärzte, Ingenieure und städtische Gesundheit. Medizinische Theorien in der Hygienebewegung des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt/M. u. a.: Campus 2005.

³⁷⁾ Vgl. BENN, *Sämtliche Werke* (zit. Anm. 1), Bd. 1, S. 354 [Kommentar]; <http://www.litde.com/literatur-des-expressionismus/einzelanalysen-representativer-werke/gottfried-benn-mann-und-frau-gehn-durch-die-krebsbaracke.php> (22. April 2009).

cheranweisung „Der Mann:“) und es im Erstdruck durch Sperrsatz hervorheben lassen, und zwar als jetzt einziges Wort des ganzen Gedichtstexts:³⁸⁾ „*auch*“. Der Sinn des Adverbs und der Zweck seiner starken Betonung kann doch wohl nur der sein: „Der Mann“ gibt ‚der‘ Frau so zu verstehen, dass die Krankheit „auch“ *sie* entstellen, „auch“ *ihre* primären Geschlechtsmerkmale jederzeit verheeren kann, die ihn vorderhand freilich offenbar noch ‚berauschend‘ einzunehmen und ‚heimatlich‘ anzumuten geeignet scheinen:

dieser Klumpen Fett und faule Säfte
das war einst irgendeinem Manne groß
und hieß *auch* Rausch und Heimat.

Benns also durch und durch sadistisches Rollenarrangement steht nun aber zynischer-, noch zynischererweise in einer bestimmten literarischen Tradition. Die Bezüge nämlich nicht einfach nur zur Lehrdichtung, sondern insbesondere zu Goethe und seiner ›Metamorphose der Pflanzen‹ deutlich herausgearbeitet zu haben, darin besteht das Ergebnis einer intertextuellen Lektüre, der Werner Hahl Benns Gedicht unterzogen hat.³⁹⁾

Goethes besondere Ausformung des klassischen Lehrgedichts, in der die Belehrung der „Frau“ und „Geliebte[n]“⁴⁰⁾ durch den wissenden „Mann“ immerhin noch dessen ‚liebende‘ Zuwendung und nicht einfach nur sexuelles Begehren zum Ausdruck bringt, hat Benn ins Sarkastische verzeichnet. Er hat sie dabei freilich nur so weit pervertiert, dass, wer denn um jeden Preis so lesen *will*, in seinen Versen, ‚Per-Versen‘ sozusagen, offenbar noch immer ein „modernes Liebesgedicht“ – so Peter Rühmkorf⁴¹⁾ – oder allen Ernstes ein „didaktisch aufgeladene[s] Liebesgespräch“ sehen kann (so Walter Delabar).⁴²⁾ Aber gerade in ihrer Perversion und Überzeichnung wird die besondere Wendung, die Goethe der Gattung gegeben hat, doch auch wieder durchsichtig gemacht auf die bereits hier, in Goethes Lehrgedicht, wirksamen Mechanismen der Geschlechterdifferenz, des Geschlechterkriegs oder Geschlechterterrors.

³⁸⁾ Vgl. BENN, Gedichte in der Fassung der Erstdrucke (zit. Anm. 12), S. 28 [Erstdruck in: GOTTFRIED BENN, *Morgue* und andere Gedichte, Berlin-Wilmersdorf: Die Aktion 1912].

³⁹⁾ Vgl. HAHN, *Mann und Frau gehn durch die Krebsbaracke* (zit. Anm. 22), S. 27ff.

⁴⁰⁾ JOHANN WOLFGANG VON GOETHE, Werke, hrsg. i. A. der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar: Böhlau 1887–1919 [Nachdruck München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1987], Abt. I, Bd. 1, S. 290ff., hier: S. 290.

⁴¹⁾ PETER RÜHMKORF, Ein modernes Liebesgedicht, in: DERS., Strömungslehre I. Poesie, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1978, S. 151–154.

⁴²⁾ WALTER DELABAR, Inversionen des Begehrens. Gottfried Benns *Morgue*, in: DERS. und URSULA KOCHER (Hrsgg.), Gottfried Benn (1886–1956). Studien zum Werk (= Moderne-Studien 2), Bielefeld: Aisthesis 2007, S. 13–35, hier: S. 31.

